

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 73.

Dienstag, 14. März

1933.

Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

32. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Lagen nicht Glück und Schmerz in den tiefsten Erschütterungen der Seele nah beieinander? War nicht auch damals Trinidad mit einem gleichen Aufschrei im Trennungsschmerz in seine Arme gesücht, als Rafaela in jener schicksalsschweren Nacht in Manila ihren Knaben davontrug?

Dann führte er sie ins Zimmer und geleitete sie zum Sofa, wo sie in all den vergangenen Jahren so oft an seiner Brust um den verlorenen Sohn geweint.

„Dein Muttergefühl hat dich nicht getäuscht, Trinidad!“

Und dicht an Trinidad geschmiegt, begann er, in großen Umrissen zu berichten.

Doktor Reinhardt hatte den Entschluß von Don Tobias, selbst nach Sevilla zu fahren, um Aufklärung zu suchen, durch einen Brief ins Rollen gebracht, in dem Doktor Reinhardt seinerseits Tobias bat, nach Sevilla zu kommen, um eine rätselhafte Angelegenheit durch persönliche Aussprache aufklären zu helfen.

Zuerst war er von Reinhardt empfangen worden und auch in dessen Haus zu Gast geblieben. Reinhardt habe ihm erzählt, wie er stets schon in Manila von einem unerklärlichen Argwohn und von Abneigung gegen die undurchdringliche Art von Dona Rafaela eingenommen gewesen war. Man hatte Besprechungen auch mit Don Primus und Dona Rufina gehabt und war zu dem Entschlusse gekommen, der Doktor und Don Tobias sollten zu Rafaela gehen, um das Netz über ihr zusammenzuziehen und sie durch die Anwesenheit von Don Tobias zum Geständnis zu zwingen.

Aber dann war ein unvorhergesehenes Zwischenfall gekommen. Dona Rafaela hatte in ihrem Erdgeschosszimmer gerade in dem Moment aus dem Fenster geblickt, als Don Tobias mit Reinhardt vorbeiging, um in ihr Haus zu treten. Tobias war unwillkürlich stehen geblieben und hatte sie angesehen. Dona Rafaela aber war mit einem gellenden Aufschrei aus dem Zimmer geflüchtet, über den kleinen Innenhof, und dann die Treppe zum Dachgarten hinaufgeeilt, dessen Tür sie sofort hinter sich abschloß.

Das, was sie bisher in Angst verfolgt, die Gewissensbisse, die sich bis zu Wahnsinnsvorstellungen in ihr Hirn gehämmert, — was sie als tiefste Ursache in ihre geistige Amnachtung getrieben, das reichte sich jetzt vor ihr auf! Don Tobias kam, um Rechenschaft wegen seines Sohnes von ihr zu fordern.

Man hatte an der Tür zum platten Dache geklopft, gerufen, ihr gesagt: man würde nichts gegen sie unternehmen, wenn sie öffne und Rede stehen wolle. Aber sie hatte mit gellender Stimme geschrien, sie würde sich von der Höhe des Dachgartens herabstürzen und sich unten zerschmettern lassen, wenn man den Versuch mache, die Tür gewaltsam zu öffnen. —

Da nahmen Don Tobias und der Doktor die Dienerin ins Gebet. Pedra war durch den fast tödlich ver-

laufenen Unglücksfall in ihrem Gemüt so erschüttert, daß ihr Gewissen geweckt worden war. Geistlicher Zurspruch hatte Pedra von ihrem Schwur des Schweigens entbunden und ihr geraten, durch ein bei Gelegenheit ihr nahegelegtes Geständnis ihre Seele von jahrelanger Schuld zu entlasten.

Die Dienerin gestand auf die Forderung von Don Tobias und dem Doktor, was sie selbst wußte. Aber es war ja nicht lückenlos, denn Pedra wußte bis heute nicht, wessen Knabe es war, den Dona Rafaela damals Rufina als ihren Sohn in den Arm gelegt! Wußte nicht, wohin ihre Herrin den Herzogsknaben nach der Rückkehr von Sevilla eines Nachts hingetragen.

Nun aber fügte sich Glied an Glied in der Kette.

Das Muttergefühl von Trinidad trieb sie jetzt, auch nach dem Gescheh des anderen Knaben zu fragen, den sie im Findelhaus nach Vorzeigung ihrer Briefhälfte durch die Oberin ausgehändigt erhielt und der ihr entlaufen war, als sich seine schmerzliche Enttäuschung dagegen auflehnte, in ihr, einer Wetzizin, seine Mutter zu sehen!!

Im wunderbaren Walten des Schicksals war der entlaufene Knabe in der Prozessionsnacht durch die Spuren des Herzogs von Altamira in das Palais des Marquis de Romilla geraten. Die junge Milagro, die den Knaben seit ihren Besuchen im Findelhause liebte und schätzte, lebte bei ihrem Vater durch, daß der Marquis die Erziehung des jungen Miguel im berühmten Schulinternat der Jesuiten erhielt. Der junge, elternlose Miguel war Schritt um Schritt aufgestiegen, seinen Lebensweg sich bahndend durch seine Liebenswürdigkeit, sein vornehmes Auftreten, seine Schönheit, seine Intelligenz.

Vor kurzem war er in Madrid durch den König ausgezeichnet worden, und jetzt stand ihm die Offizierslaufbahn mit besonders günstigem Avancement geöffnet — —

Trinidad sah da und lauschte mit gefalteten Händen. — So hatte die Güte des Himmels sich auch des anderen Knaben angenommen, dessen Lebensweg schändlich durch Dona Rafaela hätte vernichtet und in Armut und Niederungen führen können!

„Und jetzt?“ fragte Don Tobias nach einem kurzen Schweigen, „werden wir Balthasar alles mitteilen und ihn einweihen?“

„Ich habe ihm angefühlt, habe aus seinen Äußerungen herausgehört, daß er sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, nicht der Sohn des Herzogs von Altamira zu sein.“

Sie erhob sich: „Geh' zu ihm, Tobias, und bereite ihn vor, berichte ihm, was du jetzt in Sevilla erfahren hast und wie sich lückenlos Glied an Glied für uns gefügt hat. Ich komme dir nach. Aber er soll in mir jetzt sein wahres Heimatland verkörpert sehen!“ —

Dann stieg sie nach oben. Gleich der Erinnerung an ein totes Glück hatte sie ihre Gewänder aufgehoben, die sie einst in Manila als Wetzizin getragen. So legte sie

nun wieder das gleiche Gewand an, wie damals, als sie in jener Nacht das Schicksal ihres Knaben in die Arme von Dona Rafaela gegeben. Den lila-rosa gestreiften Rock aus schwerer glänzender Seide, der hinten in kurzer, runder Schleppe aufstieg, das feine, blusenartige Hemd aus gesponnenem Hanf, dessen glodenförmige Ärmel kunstvolle Stickerei zeigten, den Saigon: das schürzenähnliche, gerade geschnittene Stück schwarzer Seide um die Hüften, an den zierlichen feingliedrigen Füßen die rot samtenen Pantoffeln in Goldstickerei. Und das immer noch volle, dunkle, von wenigen Silberfäden durchzogene Haar im Nacken gehalten durch goldene Nadeln und kleine Kämmen. —

Ja, in diesen Gewändern hatte sie sich in jener Nacht Rafaela im Dank zu Füßen geworfen, weil jene das Schicksal ihres Knaben vor den Häshern und Spionen in Manila bewahren und ihn fortbringen wollte! —

Als sie herabstieg und vor seinem Krankenzimmer innehielt, das im Erdgeschoß lag, bekreuzigte sie sich und murmelte einige Gebetsworte. Denn der fürchterliche Moment des seelischen Zusammenbruchs stand wieder vor ihr auf, als sie nach der vergeblichen Verfolgung ihres entlaufenen Knaben ohnmächtig vor dem winzigen Madonnenaltar, der kleinen Hausnische auf der Straße in Sevilla mit dem Flehen zusammengebrochen war: „Allergnädigste Madonna! Gib mir meinen Sohn wieder!“

Und nun war diese Stunde gekommen!

Und das Bewußtsein, diesmal vor unverrückbaren Tatsachen, vor Gewissheiten zu stehen, verlieh ihr Kraft, eine schwungvolle Zuversicht und eine beschwingte Freude.

So trat sie mit der Haltung einer unvergleichlichen königlichen Mütterlichkeit ins Krankenzimmer, in das man vor Wochen den von Fieberglut gerüttelten Flüchtling getragen. Jetzt war sie vom Scheitel bis zur Sohle die Nestizin vornehmster Herkunft. Ein Typus. Nicht eine Erscheinung, die mit ihrem malaisischen Einschlag in der erzwungenen modern-europäischen Kleidung disharmonisch wirkte.

Don Tobias erhob sich und ging ihr entgegen. Was Balthasar neulich im Gespräch als Wiedererwachender aufgefangen, hatte ihn seither innerlich bewegt.

„Hier ist deine Mutter!“ sagte Don Tobias und führte sie ihm zu.

Balthasar sah ihr ins Gesicht, sah in ihre Augen. Nichts Fremdes, nichts Trennendes erblickte er in dem, was gerade den anderen immer fremd und trennend und von anderer Wesensart erschienen! Denn — all dieses Fremde, dieses Andersartige wußte er ja letzten Endes in seinen eigenen Zügen, in seinem eigenen Blute —

„Wenn du ahntest, Balthasar, was deine Mutter um dich gelitten hat —, all die langen Jahre hindurch!“ jagte Don Tobias, als Sohn und Mutter schweigend sich in die Augen sahen und nach dem ersten Worte rangen, das zwischen ihnen beiden die innigste Gemeinschaft aller Wesen untereinander schlingen sollte.

So reckte sich das Leiden, die suchende Liebe, der Schmerz dieser Mutter zu einer unsichtbaren Majestät vor Balthasar auf. Er las die Bestätigung dieser Worte aus ihrem Blick, der voll tiefster Erschütterung und Freude zugleich war.

Da erhob er sich zum erstenmale seit seiner Krankheit ohne Hilfe, ging mit noch taumelnden Schritten auf sie zu, und beugte vor ihrer königlichen Mütterlichkeit das Antlitz — — —

So begrüßte er jetzt seine Mutter! — — —

Stundenlang noch, wohl die halbe Nacht lang, saßen sie alle drei im altmodischen, weitausladenden Wiedermeierjosa und sprachen miteinander. Trinidad hielt ihren Arm um ihren Sohn geschlungen, Don Tobias die Hand von Balthasar in der seinen.

„Nur eines ist mir noch unklar geblieben, Balthasar!“ sagte Don Tobias, nachdem er Einzelheiten von seinem Aufenthalte in Sevilla berichtet hatte, „und auch dem Herzog blieb es ein Rätsel, warum du Spanien so heimlich verließest, und mir den Befehl gabst, dem

Herzogspaaire nichts von deinem Aufenthalt in Paris mitzuteilen?“

Balthasar zögerte nicht, den Eltern nun das anzuvertrauen, was bis jetzt auf der Welt nur drei Menschen wußten: Von seinem unruhigen Blute und seinem dunklen Tatendrange sprach er, von seinem Bedürfnis, sich gegen die bestehenden Verhältnisse aufzulehnen, von seinem Unterliegen unter böse Einflüsse, die ihn am Abgrund dahintaumeln ließen, bis — — —

Don Tobias und Trinidad wechselten einen Blick. Aber Trinidad war es wieder, die sich zuerst faßte und Ursache und Zusammenhang begriff. Sie erhob sich und holte aus dem nebenliegenden Wohnzimmer einen kostbaren, reichgeschmückten Kasten aus wohlriechendem Sandelholz herbei, wie ihn geschickte Hände auf den Philippinen zu schnitzen verstehen.

Einen in zwei Teile zerschnittenen vergilbten Brief nahm sie heraus und eine große Photographie. „Sieh, mit diesem Briefe haben wir dich einst dem Findelhaus von Sevilla, „der Cuna“, anvertraut. Und du wärest an keinem Orte der Welt so gut aufgehoben gewesen als hier, unter der treuen Obhut der gütigen Nonnen, in dieser jahrhundertalten „Wiege der Liebe“. Denn wir mußten dich ja verbergen, mein Sohn, weil über deiner Geburt in Flammenzeichen das Märtyrerblut deines Großvaters, des Freiheitshelden unserer Heimat, stand!“

Sie neigte sich über das Bild: „Sieh, hier ist er!“

Ein Bild, unter der Sonnenglut verblaßt, aber dennoch erkennbar, ein Mann in den besten Jahren, aufrecht, stolz, in den klugen Zügen einige Ähnlichkeit mit Trinidad. Trotz dem weißen Tropenhelm die Linien einer klaren großen Stirne sichtbar. Über der Brust schräg der Gurt der Patronen, die Hand um das Gewehr gelegt. Und die leuchtenden Augen voll glühender Begeisterung in die Ferne gerichtet, als sähen sie bereits die Ziele des Morgenrotes, der Freiheit seiner heimatlichen Inseln — — —

Das war der große Freiheitskämpfer der Philippinen, Dr. Rizal.

Noch der Schmerz, der Trinidad um den toten Vater bewegt, ihre Gefühle der Rache, ihr Schrei nach Vergeltung, der in ihr brannte, als sie ihrem Knaben das Leben gab, — erstand in dem Blute ihres Sohnes wieder auf.

Im dunklen Zusammenhang von Ursache und Wirkung hätte Balthasar auf dem Boden von Spanien keine Ruhe, der das Blut seines Großvaters bei der Hinrichtung getrunken.

So fand ihr Vater seine Wiedergeburt in seinem Enkel.

Trinidad gelobte sich in dieser Stunde, das Andenken ihres Vaters nicht besser ehren zu können, als wenn sie ihren Sohn dem Schicksal ihres nun durch die Amerikaner befreiten fernen Insellandes für die Zukunft weihte! — — —

Siebzehntes Kapitel.

„Frau Veronika, ich weiß, daß ich Sie heute nicht länger aufhalten darf. Sie haben Wichtiges vor!“

Doktor Reinhardt erhob sich im Empfangszimmer der Marquise, um sich zu verabschieden. „Ich möchte mich ja als Fernstehender nicht aufdrängen. Aber sonst wäre ich gerne Zeuge von dem Augenblick gewesen, in dem der Herzog von Altamira dem jungen Don Miguel sagt, daß er sein Sohn sei! Miguel selbst weiß bis zur Stunde nichts von der großen Wendung seines Lebens?“

„Nein. Don Primus war entschlossen, es lieber ihm selbst in Auge zu sagen. Miguel weiß durch unsere Briefe, daß Balthasar nicht der Sohn des Herzogs ist, sondern, daß sich alle Unbegehrlichkeiten seines Äußern, seines Temperamentes, seiner Handlungen in der Tatsache aufklären, der Sohn einer Nestizin zu sein.“

(Schluß folgt).

Die drei „von Kleist“.

Von Kurt Heynicke.

Nach der Schlacht von Jena und Auerstädt ritt der Fährlich Hansjoachim von Kleist mit einem kleinen Detachement, das ihm unterstellt war, gen Nordosten. Hinter fahlen Feldern, weit noch, lag Magdeburg.

In Magdeburg befehligte sein Großvater, der General Franzasimir von Kleist, in Magdeburg wartete seine Base Bettina auf ihn, sie würde ihn nun nicht in einer stolzen Stunde als Sieger empfangen. Jetzt hatten sie im Rücken den verfolgenden Feind.

Sie ritten Tag und Nacht und erreichten die Stadt. Der junge Kleist dachte nicht an Bettina, er dachte an seine Pflicht und lag zwei Tage vergeblich vor den Türen des Kommandanten, der doch sein Oheim war. Er hatte erwartet, daß ein Träger des Namens Kleist den anderen empfangen würde wie einen Soldaten; er hatte sich danach gesehnt, den Befehl zu irgend einem wilden Streifritt zu empfangen. Als nichts geschah, eilte Hansjoachim voll ratloser Trauer zu Bettina.

Er war verwirrt und benahm sich stur und steif vor ihr, fand keine guten Worte, wich ihrem Blick aus, seine Augen irrten umher; da sah er gepackte Koffer und Kisten, die Zeichen eines eilig vorbereiteten Ausbruchs. Bettina warf sich ihm an den Hals: „Hansjoachim, Lieber, du wirst mich begleiten nach Berlin, nach Küstrin, vielleicht noch weiter! Die königliche Familie flieht auch nach Osten! Weg von diesem Bonaparte, weit weg von ihm mit dir!“

Er sah Bettina in das erregte Gesicht. „Flucht? Und was wird aus uns, wenn wir alle nichts als Angst empfinden? Wie können wir kämpfen, wenn nicht Euer Vertrauen bei uns ist?“

„Kämpfen“, fragte Bettina, „Kämpfen?“

„Ja“, schrie er und vergaß, daß er mit einer Frau sprach, „Magdeburg ist Preußens stärkste Festung, wo anders könnte dem Korps Halt geboten werden als hier? Dein Vater wird den Angriff befehlen!“

Bettina war sehr ruhig, sehr still. Sie trat zu dem Better, nahm seinen Kopf in ihre Hände und sagte ernst: „Hat die Vernunft keine Stimme mehr? Willst du nicht leben, Joachim?“

Er zitterte, als sie ihn so hielt, aber er antwortete fest: „Kampf ist doch — Leben. Und was ist mehr, Bettina? Der Ruhm — oder die Vernunft?“

„Vater wird nicht kämpfen“, jagte sie tonlos, „ich weiß es.“ „Der junge Kleist riß sich los, er war bleich: „Nicht kämpfen . . . nicht . . .“ „Napoleon ist zu stark“, antwortete Bettina mit armseliger Begründung. Im Zimmer lag Unwägbares. Eine maßlose Unruhe. Doch war Aufschwung in solcher Unrast und Bettina fühlte eine fremde Beglückung. Als sie aber die Augen hob, war Hansjoachim davon.

Er wählte seinen Wachtmeister Mattaus und einige seiner besten Leute und ritt mit ihnen auf Streife. Sie fingen eine französische Patrouille, deren Führer ungeschickt berichtete, daß Marschall Ney mit zehntausend Mann gen Magdeburg heranrückte.

Hansjoachim hekte zurüch. Er schrie, er habe Gefangene gemacht. Das öffnete ihm endlich das hart behütete Tor zum Kommandanten. Der General von Kleist sah mit seinen garnisonältesten Offizieren in seinem Zimmer und hatte Nachrichten von Niederlagen auf dem Tisch.

Und da stand nun Kleist, der junge, stand zwischen Grauköpfen und schmektete: „Zehntausend Franzosen, nicht mehr sind im Anmarsch. Zwanzigtausend unverbrauchte preussische Truppen aber lagern in Magdeburg. Gibt es da eine andere Lösung als vorwärts gegen den Feind?“

Kleist fühlte, wie Abwehr gegen seinen Uberschwang gleich Mauern sich langsam aufstürzte. Er erschrak. Ganz ohne Subordination hatte er gesprochen, ein feuriges Wort zum Großvater.

Und nun noch einmal, tönend, aber schon in verhaltener Angst, diese Minute verloren zu haben, soldatisch: „Fährlich von Kleist meldet einen Dragoneroffizier und sechs französische Dragoner zur Vernehmung.“

Wieder ging ein Rud durch die Versammlung, hatte der junge Kleist Aufhellung der düsteren Minute erwartet, entäuerte ihn die zitternd gestellte Frage: „Franzosen? Wo angetroffen?“ „Eine Reistunde westlich von den äußeren Forts“, meldete Kleist unverdrossen. Schweigen füllte den Raum. Eine Stimme fiel: „So nahe schon?“ Und es war Angst in der Stimme.

„Warten“, sagte der General von Kleist, „bis ich über

Dich befehle.“ Dies: „bis ich über dich befehle“ erhob den Fährlich, traf auf seine kühnen Träume, der Alte brauchte mich also, dachte er. „Bald geht es vorwärts“ rief Hansjoachim dem Wachtmeister Mattaus zu, aber Mattaus kniff ungläubig die Augen ein.

Der Tag verging, die Nacht kam. Hansjoachim wartete. Und wieder kam ein neuer Tag, im Hof lag plötzlich Geräusch, Kommandorufe, dann ein Trommelwirbel. Kleist sah hinunter. Im grauen Hof waren französische Uniformen. Da knakten schon Ehrenschnüß, da preschtere höflich aus dem knarrenden Tor der Kommandantur, den Franzosen entgegen! Und nun wußte der junge Kleist: Unterhändler! Sein Oheim kämpfte nicht, er verhandelte mit Marschall Ney.

Als der junge Kleist sich unter rasendem Toben, bei dem er die ihm sich entgegenwerfenden Wachen mit übermenschlichen Kräften überwand, Einlaß in das Zimmer des Kommandanten verschaffte, waren schon die Unterhändler Neys bei Franzasimir von Kleist. An der Tür, noch in den Armen der ihn vergeblich zurückhaltenden Soldaten, schrie er: „Oheim, die Unterhändler lügen! Zehntausend Mann hat Ney, nicht mehr! Kämpfe doch! Schlage sie! Wir sind überlegen! Du schreibst Weltgeschichte, wenn du jetzt widersteht!“

Die Franzosen lächelten verhalten. Neys Adjutant Graf Beaurgard meinte leise: „Weltgeschichte macht in diesen Tagen nur der Kaiser, Herr Fährlich.“

Der General von Kleist sagte gegen die Wand, ohne Jemanden im Raume anzusehen: „Fährlich von Kleist in Arrest, bis er gelernt hat, die Zimmer von Vorgesetzten nur auf Befehl zu betreten.“

Das Blut kochte dem jungen Kleist vom Herzen aufwärts ins Hirn und jagte die Vernunft zum Teufel. Er schrie laut: „Feigling!“

Franzasimir von Kleist drehte sich um, sehr bleich, aber sehr beherrscht: „Vor ein Kriegsgericht mit dem Junker!“ Der Fährlich warf seinen Degen auf den Tisch, auf die äußerste Ecke, weitab von dem General, als gehöre eine Waffe nicht in seine Nähe. Dann ließ er sich abführen.

Hansjoachim wurde von vier grauen Wänden bewacht. Ein blindes Fenster durchbrach sie in Mannshöhe, aber es war von hartem Staub überkrustet, und das Licht, das mühsam hereinfielerte, glich dieser Stunde, es war grau und hoffnungslos.

Als Franzasimir von Kleist Bettina von dem wahnwitzigen Ansturm des Neffen erzählte, bemerkte er, daß etwas Neues in ihrem Antlitz stand. Ein Widerstand, der dem des Fährlichen glich, nur war bei Bettina alles stumm, ungesagt, verschleiert.

Er polterte: „Soll ich Besseres wagen als der König, der doch auch gen Osten retrüiert? Der König hat Unterhändler zu Napoleon geschickt, soll ich noch, vielleicht kurz vor dem Frieden, eine Armee opfern?“

Bettina aber fragte plötzlich: „Was ist mehr, der Ruhm oder die Vernunft?“ Er erkannte wohl, daß dieses Wort nicht das Ihre war, sondern aus der Gedankenwelt des Junkers kam, aber daß sie solchen Aufschrei mit dem Ja ihres Herzens deckte.

„Du reißest noch heute“, befahl er. Da geschah es, daß nach langem Schweigen sich der Wille Bettinas gegen den des Alten stemmte. Er spürte diesen stummen Widerstand mit Entsetzen, er fand sich wehrlos, bevor er ihrem Wort begegnen konnte, das nun vor ihm stand, wie etwas Lebendiges: Ja bleibe.

Da riß Franzasimir Papier herbei und schrieb die Entlassungsordre für Hansjoachim. Die griff den Zettel und ging ohne Dank.

Wachtmeister Mattaus, der mit seinen Gefangenen vergeblich auf Vernehmung gewartet hatte, fragte sich nach dem Fährlich durch; es verwunderte ihn nicht allzusehr, seinen stürmischen Junker im Arrest zu finden.

Die Kunde von der Übergabe hat sich allenthalben verbreitet, die ohnehin loseren Fesseln der Disziplin lösten sich vollends. Mattaus ritt mit seinen Leuten vor das Arrestlokal und behauptete kühn, daß der soeben eingelieferte Fährlich ihm zu übergeben sei. Im Wirrwarr, der herrschte, fragte niemand nach einer schriftlichen Ordre.

Als Bettina später mit der Freilassungsurkunde kam, bedeutete man ihr, es sei alles bereits in Ordnung, der Junker sei entlassen. Sie hekte verwirrt aus dem Arrestlokal und eilte suchend durch die Straßen; sie dachte, daß sie ihn finden müsse, sie wollte ihm sagen, daß sie zu ihm gehöre, sie wollte ihn trösten. Sie fand ihn nicht.

Der junge Kleist hatte Mattaus in das Quartier geschickt: „Mattaus, jetzt ist Deutschland verloren — — — und

ein Kleist ist mitschuldig!" Dann hatte er sich aufgemacht, allein, schweigend.

Er ritt westwärts. Westwärts war der Feind. Er ritt in den Feind hinein. Als ihn eine französische Patrouille umzingelte und ihn aufforderte, sich zu ergeben, schoß er. Da hieben sie ihn nieder.

Die bei ihm gefundenen Papiere wiesen ihn aus. Der General erfuhr vom Tode des jungen Kleist am Tage der Übergabe, als 20 000 Preußen in Magdeburg die Waffen niederlegten. Der Alte verschwieg Bettina, was geschehen war, aber sie las alles in seinem Gesicht und stellte ihn.

Er sagte ihr die Wahrheit. Sie antwortete nicht. Sie blieb stumm. Sie blieb Tage und Wochen stumm, und es schien, als lebe sie nur noch nach innen, wo der Schmerz saß.

Bettina von Kleist soll, einem unverbürgten Gerücht zufolge, in Männerkleidern in ein Freikorps getreten und bei Stralsund unter Schill gekämpft haben und gefallen sein.

Lesefrüchte.

Von Julius Kreis.

Das Vorwort. Fast alle besseren Bücher haben ein Vorwort. Der Autor — noch nicht aller edleren Regungen bar — schämt sich sozusagen mit der Tür ins Haus bezw. Hirn des Lesers zu fallen. Er will ihm das Bittere noch eine kleine Spanne Zeit ersparen. Das sind die noblen, die edelmütigen Dichter, die den Leser wie eine Kage um ihren heißen Brei führen. Sie verbinden oft das Angenehme mit dem Nützlichen und erklären im Vorwort, warum sie auf Abwege geraten sind, auch: wie beschwerlich ihnen das Dichten fiel, oder daß sie eine liebe Frau so weit gebracht hat.

Es sind dies meistens Erst- und Einaufstapler. Sinnige Naturen schmeicheln dem Leser, etwa so: daß sich ihre Dichtung an stille, ernste, tiefe Menschen wendet. Kleine Schäfer aber haben von den Kabarettconférenciers die reizvolle Methode übernommen, ihre Konjunktanten als leicht idiotisch, schwachsinzig und indistinkabel zu apostrophieren, gerade noch geeignet, drei Mark fünfzig für die Perlen anzulegen, die da vor die Schweine geworfen werden.

Der Zweit- und Mehraufstapler dankt würdig und gemessen mit durchdringender Bescheidenheit allen, die sich um das Werk verdient gemacht haben. Wer dazu die Wissenschaft benützt hat, dankt auch der Wissenschaft bezw. ihren Vertretern. Hin und wieder dankt jemand auch dem Verleger, aber sehr selten. Oft ist auch das Bildnis des Autors vor oder nach dem Vorwort angebracht. Es ist mindestens zehn Jahre alt, zeigt den Autor in seiner besten Zeit, Beleuchtung und Ansicht, besonders wohlgewachsene Dichter nicht selten im Halb- oder Ganzakt, der Sonne, den Wellen oder den Winden verschwimmert. Das Statistische Jahrbuch für In- und Auslandschriftstellerei stellt fest, daß auf 10 000 Vorworte 0,00071 Leser treffen.

Naturschilderungen werden fast ebenso häufig überschlagen wie Vorworte. Aber kein noch so schlechter Marktbericht hindert den Autor, in eine Handlung einen kleinen Sonnenuntergang, Herbstmorgen oder Sommermittag einzuschmuggeln. Bei unbekanntem Dichtern ist dies eine besondere Unvorsichtigkeit, da das Überblättern von Naturschilderungen erst von Knut Hamjun ab ein Bildungsmanko bedeutet. Jugendliehe Leser sind leicht geneigt, beim ersten Auftauchen einer solchen Schilderung das Buch aus der Hand zu legen. Bettlägerige Personen oder solche, die an der Bewegungsfreiheit gehindert sind, finden sich wohl oder übel damit ab. Auch auf eingeschneiten Berghütten, wenn das letzte Silbenrätsel ausgequetscht und kein Broamen Gedrucktes in den Ritzen zu finden ist, hat eine Naturschilderung Aussicht, gelesen zu werden. — Aber wann begegnen dem Dichter solche Glückszufälle?

Das Milieu. Eine große Gefahr für den Autor bedeuten Milieu, gesprochen Miljöschilderungen. Schildert er ein Hotelmilieu werden sämtliche Hotelangestellte darüber lächeln, und wer nur einmal im Leben Hotelgast war, wird die Schilderung ganz verfehlt finden. Ein Theatermilieu wird den letzten Logendienen kopfschütteln machen, ein Milieu von einem Fürstenhof wird Fürsten wie Untertanen zu Widerspruch reizen, ein Hinterhausmilieu weckt den Protest der sachkundigen Mansardenbewohner und ein Industriemilieu hätte natürlich jeder Liftboy eines solchen Unternehmens besser bewältigt. Der Autor ist immer Laie, der Leser immer Fachmann. Der gebildete Leser, selbst wenn er nicht instande ist, eine Postkarte an seine Busfrau stilistisch einwandfrei zu schreiben, macht die größten Ansprüche an den Autor. Daß ihm nichts gut genug ist, ist seine größte Lesefriedigung.

Die Liebe. Der Leser verlangt im Backwerk des Autors eine Füllung, mehr oder minder ausgiebig und süß. Es ist

die Liebe. Meisterhaft versteht es der Autor, Held und Heldin solange aneinander vorbeireden zu lassen, bis der Konflikt eingetroten ist, der dann, wiederum durch komplizierte Wechselgespräche, entweder schlicht happy endend oder tiefschürfend psychologisch sanft gelöst oder scharf durchgehauen wird.

Ein glücklicher Ausgang, zu Zeiten unserer Großväter alt und jung, hoch und nieder, arm und reich gleichmäßig erfreuend, ist heute nur mehr ein Reservat für geistige Kleinrentner. Aber der anspruchsvolle Leser begibt sich, vom Autor mit einem Problem beschenkt, in seine Bank zurück und darf eins raufrüden.

Der Schluß wird von erfahrenen, vorstädtigen und gewiegten Lesern oft zuerst gelesen. Namentlich Frauen sind da wie gebrannte Kinder, die das Feuer kennen. — Sie lassen sich nicht darauf ein, 300 Seiten sozusagen blanko zu bewältigen, um dann einen Ausgang zu erleben, der nicht im mindesten ihren Wünschen und Vorstellungen von Schicksal entspricht.

Wer klug ist, tut es ihnen nach und erspart sich während der Lektüre viel Aufregung und Herzeleid. Wer gewiß ist, daß die edle Näherin am Schluß doch auf das Schloß des ahnenstolzen Grafen zieht, der kann sie getrost ins Gefängnis, ja bis an den Rand des Schafotts wandeln lassen. Er weiß, es ist alles nur Kobale und Intrige, die — nehmen wir beruhigt einen Schluß aus der Kaffeelasse — zerschmettert wird von gerechtem Schicksalswalten. Post nubila Phoebus! — Hinter den Wolken die Sonne! — Hinter jedem Buch ein Ende.

Die weibliche Psyche.

Die Hündin Pretty hat abgeschafft werden müssen. Es ging nicht länger mit der Hündin Pretty.

Den ersten Auslauf rief sie hervor, als ihre Herrin mit einem Logiergast den gewohnten Vormittagsweg am Rande der Parkanlagen spazierte. Die beiden Damen plauderten angeregt und waren mit ihren Gedanken weit weg von Pretty. Es lag auch kein Grund vor, sich um das Tier zu kümmern, das vielmehr Gelegenheit hatte, sich zu tummeln und das Seinige zu erledigen wie alle Vormittage. Plötzlich Hallo von Menschen. Pretty's Herrin dreht sich sah um, schreit auf, stürzt hinzu. Mit eigenen Händen zieht sie Pretty unter den Hüfen eines Pferdes hervor, das seinerseits einen Obstwagen schleppi. Tot? Keine Spur. Es ist noch einmal gut abgelaufen. Was hat das Tierchen auch auf dem Jahrmarkt zu suchen? Es bleibt doch sonst hübsch auf dem Fußsteig.

Die nächste Katastrophe bei abendlicher Dunkelheit. Frauen trödeln an den Schaufenstern hin. Frauen möchte gern kaufen, traut sich nicht, das Geld auszugeben, will sich ein Herz fassen, findet nicht die Kraft, fühlt sich zwischen Erfüllung und Entfugung hin und her gerissen. Unterdessen schlendert Pretty ihres Weges nach eigenem Belieben. Ein Radfahrer springt ab, kommt um ein Haar zu Fall, schimpft unflätig auf das „blödsinnige Hundevieh“. Richtig, da liegt es wieder auf dem Damme, ist um ein Haar überfahren worden, hebt der Herrin, die g'raunt kommt, demütig das Pfötchen entgegen. Das Fahrrad hat ihm das Rückenfell ein bißchen rasert. Weiter nichts, glücklicherweise. Aber der Schreck von Frauen! Der wird gewiß in einer schweren Migräne nachwirken.

Und das drittemal hat die Herrin etwas mit ihrem Töchterchen zu verhandeln. Etwas auf Grund mütterlicher Autorität zum Zwecke erzieherischer Einwirkung. Dergleichen läßt sich am besten unterwegs abmachen, im Spaziergehen. Markerschütterndes Gefreisch einer Autobremse. „Wo ist Pretty?“ ruft entsetzt die Kleine. Sie muß es wohl geahnt haben. Der Chauffeur springt schon vom Führersitz, langt unter den Wagen, überreicht der wankenden Herrin das Tier. Raum zu glauben, geradezu ein Wunder: unverletzt.

Wer darf noch zweifeln, daß die Hündin Pretty die Unglücksfälle mit Absicht herbeiführt? Es sind regelrechte Selbstmordversuche, aber Scheinversuche, mit äußerstem Raffinement so angelegt, daß der Selbstmörderin nichts geschieht. Welch eine Geschicklichkeit! Zugleich wechelt eine Berweglichkeit! Ein Finger breit zu weit rechts oder links kann trotz aller Geschicklichkeit den Tod bedeuten. Und warum das alles? Offenbar, weil die Hündin Pretty nicht erträgt, unbeachtet hinterher zu laufen. Sie will beachtet werden; und wenn Frauen mit andern Dingen beschäftigt ist, so erzwingt sie sich die Beachtung, unter Gefahr ihres Lebens. Selbstmordversuche aus Geltungstrieb.

Es ist die Herrin selbst, die diese Geschichte erzählt und diese Deutung hinzufügt. Die Herrin muß es ja wissen; wenn nicht in Erforschung des Hundeherzens, so aus Kenntnis der weiblichen Psyche.